

Der Verlust der Liebe

greenpeace magazin 6.06

Es gibt Wesen, die so unverrückbar zum Inventar der Welt gehören wie der Mond am Himmel oder die Luft, die wir atmen. Das sind die Tiere, mit denen jedes Kind aufwächst – die Tiere, die es kennen lernt, wenn es die Wirklichkeit zu begreifen beginnt. Der Hund, die Schlange, der Affe, das Nashorn, der Wolf, der Löwe, der Tiger – ohne diese Gestalten wäre unser Planet nicht das, was er ist.

Oft sprechen Kleinkinder als erstes Wort den Namen eines Tiers. Mein Sohn begann mit „Wauwau“, das einjährige Kind einer Freundin imitiert begeistert das Fauchen des Tigers. Solche Arten stehen im Zentrum eines Kanons der unverzichtbaren Kreaturen. Sie sind das Mark der Schöpfung, zu der auch wir gehören. Nicht ohne Grund bilden sie die Stammbesetzung der Arche Noah.

Zumindest war es bisher so. Doch die Arche ist gekentert. Manche Forscher konstatieren, dass die große Welle des Aussterbens angelaufen ist, vor der sie seit Jahrzehnten warnen. Schon damals gab es von manchen Arten nur noch wenige Hinterbliebene. Nun aber verschwinden die letzten. Die Bilderbuchtiere gehen dahin. Man kann ihre Zahl an den Händen abzählen wie die der Überlebenden einer monströsen Schiffskatastrophe. Die Oryx-Antilope: in der Wildnis erloschen. Die Menschenaffen: eine Chance von eins gegen drei, dass sie die nächsten Jahrzehnte überleben. Die Lederschildkröte der Ozeane: auf zwei Prozent ihres Bestandes von 1990 gefallen. Der Sibirische Tiger: vielleicht noch 500 Seelen. Er könnte nach dem jüngst erloschenen Kaspischen Tiger die vierte Unterart der größten und stärksten aller Katzen sein, die ausstirbt.

Der Tiger. Ist es wirklich schon so weit? Vor hundert Jahren streiften noch über 100.000 dieser Raubtiere durch die einsamen Wälder zwischen Ostanatolien und der Mandschurei. Heute hat sich ihre Zahl, alle Unterarten inbegriffen, um 95 Prozent auf etwa 2500 Stück weltweit reduziert – weniger als die Bewohner einer Kleinstadt. Der Sibirische Tiger, der durch den Schnee des russischen Fernen Ostens pirscht, könnte die nächste Subspezies sein, die erlischt. Er wird verdrängt von Pipelines und Pisten, gewildert wegen seiner Knochen, die chinesischen Patriarchen ihre Manneskraft wiedergeben sollen. Über seine Restbestände gibt es nicht einmal sichere Zahlen, nur Schätzungen anhand von Fußspuren – einsame Zeichen eines Nomaden im Schnee.

Dennoch will niemand wirklich, dass der Tiger ausstirbt. Wir nehmen es in Kauf – aber mit Melancholie. Fragte man impotente Asiaten nach ihrer Meinung, sogar sie wären keineswegs dafür. Denn gerade ihnen hilft die Aura, die vom „König des Urwalds“ ausgeht. Selbst die sowjetischen Lokalfürsten, die vor dem Zusammenbruch ihres Reiches streng gegen Wilderer vorgingen, handelten aus dem vagen Gefühl, dass ein solcher Verlust nicht hinnehmbar sei. Auch wenn wenig geschieht: Fast keinem ist das Schicksal der Großkatze einerlei. Für die meisten ist ihr Verschwinden eine beklemmende Vorstellung. Aber warum?

Wenn wir diese Frage beantworten können, dann haben wir eine Chance, den Tiger zu retten.

Das Charisma der großen Katze hat seinen Grund. Es ist kein Zufall, dass gerade der Tiger der Held unzähliger Mythen und Geschichten ist, von den rituellen Vorstellungen asiatischer Stämme bis zu Kiplings Dschungelkind Mowgli. Es gibt etwas an ihm, das wir in unserer eigenen Seele wiederfinden. Vielleicht ist das weniger eine Eigenschaft als eine Sehnsucht, deren Ziel wir, die zweibeinigen Primaten, nie zu erreichen vermögen. Der Tiger vereint Spannkraft mit Gelassenheit, Stärke mit Grazie, Unbezwingbarkeit mit Großmut. In seiner Gestalt begegnen wir der Aristokratie des Seins.

Der Tiger besitzt magnetische Anziehungskraft, weil wir diesen Adel nur in ihm in reiner Form erleben können – nicht in uns. Denn ein lebendes Wesen, wie wir es sind, kann sich selbst niemals vollständig erkennen. Es braucht einen Spiegel, der ihm sein eigenes Gesicht zeigt: seine Augen, mit denen es sieht. Es ist wie mit dem blinden Fleck der Netzhaut, wo sich der Sehnerv bündelt und die Bilder zum Hirn trägt. Ohne ihn könnten wir nicht sehen, aber ihn sehen wir nicht. Ohne die Tiere ist unsere Identität nicht komplett. Nur in ihm vermögen wir unser gesamtes Potenzial zu ermessen.

Wie sehr eine solche Wechselseitigkeit die menschliche Identität bestimmt, beobachten Forscher an Säuglingen. Schon diese sind auf ein Gegenüber angewiesen, das fühlt und das seine Gefühle als Ausdruck in seiner Mimik und Gestik zeigt. Andernfalls würde ein Baby nicht verstehen, dass es selbst auch ein solches Wesen ist. Es kann sich ja nur von „innen“ fühlen und nicht von außen sehen. Ohne das lebende Antlitz seiner Mutter oder seines Vaters würde es verkümmern. Ein Kind muss den Zusammenhang zwischen seiner Innenwelt und den Gesten und Gebärden des Lebens an anderen erlernen.

Wir selbst sind Tiere. Darum gehört zu dem, was unser innerstes Wesen ausmacht, auch das, was andere Tiere uns zu zeigen vermögen. Sie sind wie wir – und doch ganz anders. Wir können von ihnen lernen, so wie das Neugeborene von seiner Mutter lernt, die ihm ebenfalls ähnelt und doch von ihm verschieden ist. Damit spielen Tiere eine nicht wegzudenkende Rolle für unsere Seele. Ohne sie sind wir blind für uns.

Wie tief diese Erfahrung in unserer Entwicklung verankert ist, zeigen ebenfalls die Kinder. Kein Kinderbuch kommt ohne Tiere aus. Die Literatur unserer frühen Jahre ist auf die Haut der Kreaturen geschrieben – mit derselben Ausschließlichkeit, wie auch die Kunstwerke und Geschichten archaischer Völker um das Thema der Natur und ihrer Geschöpfe kreisen. An den Höhlenwänden von Chauvet und Lascaux prangen Tiere und zeugen von der Kindheit des Menschen – sie preisen sie mit Herden, Menagerien, Prozessionen von Animalität.

Die unfassbare Zahl der Geschichten und Mythen von Raubtieren, die tief in die Vorgeschichte des Menschen hineinreicht, stand im Dienste dieses Lernens. Die Menschen früher haben Tiere nicht naiv angebetet, sondern sich mit ihnen identifiziert. Denn gerade unsere würdigsten Eigenschaften liegen in den Tieren geborgen: die Kraft des Tigers, die Majestät des Löwen, die Stärke des Bisons, die unheimliche Schläue des Fuchses, die Weitsicht der Eule. All das sind natürlich keine seelischen Eigenschaften bestimmter Arten, sondern Gesten des Lebens: Aspekte unserer eigenen Möglichkeiten, die wir in vollendeter Form nur in den Tieren erkennen können.

In einem solchen Bild sind andere Lebewesen gewissermaßen „externalisierte Psyche“, Form gewordene, vor uns ihr Eigenleben führende Gefühle. Sie sind etwas, das wir in uns als „Innerlichkeit“ kennen, aber sie sind es außerhalb als Körper. In ihnen gewinnt Innerlichkeit erst Gestalt. Der amerikanische Humanökologe Paul Shepard meint: „Wenn alle Kreaturen mögliche Ideen, Beziehungen, Emotionen, Empfindungen sind, dann ist ihr Habitat für uns die äußere Form des gesamten geistigen Raumes. Seine sichtbare Ausdehnung ist wie unser bewusstes Erleben und seine unsichtbare Erstreckung wie das Unbewusste.“

Shepard hat festgestellt, wie sehr sich die Lebensweise der Vormenschen den Gepflogenheiten der Raubtiere annäherte, nachdem unsere Vorfahren die Urwälder verlassen und ein Leben als Jäger der großen Steppen begonnen hatten. Wir stehen ökologisch auf halbem Wege zwischen Affen und Carnivoren – Katzen, aber auch Hunden. Die frühen Menschen jagten in Rudeln wie Wölfe, sie entwickelten wie sie die Monogamie – und sie machten Wölfe zu ihren wichtigsten Gefährten. Die Tugenden des Raubtiers sind die unserer eigenen Spezies. Wir können sie genauso wenig einfach über Bord werfen, wie wir uns dagegen entscheiden können, Luft mit der Lunge zu atmen oder auf zwei Beinen zu gehen. In den abgründigen Augen der letzten Tiger sehen wir uns selbst, in weiter Ferne.

Das Schwinden der Tiere ist für uns darum nicht nur ein äußerlicher Verlust – wie wenn wir etwa täglich eines unserer Möbelstücke abgeben müssten. Mit den Tieren nehmen wir vielmehr

Abschied von Möglichkeiten zu fühlen – und damit von der Freiheit, wir selbst zu sein. Wenn der Tiger fort ist, ertaubt etwas in uns – ähnlich wie bei Jugendlichen, die in so gewaltsamen Verhältnissen aufwachsen, dass sie irgendwann nicht mehr in der Lage sind, bestimmte Formen von Nähe zu spüren, weil die dafür erforderlichen Nervensynapsen in den sensiblen Wachstumsphasen nicht entstehen konnten.

Der Tod der Tiere trifft uns im Mark unserer Existenz. Denn der Tiger als Symbol unserer Identität besitzt noch eine tiefere Dimension. Er bürgt dafür, dass uns die Erde Heimat bleibt. Weil nur solche Ökosysteme wirklich intakt sind, durch deren Steppen und Wälder die über Jahrmillionen entstandenen einsamen Könige der Nahrungsketten streifen, ist der Tiger der Inbegriff unfassbarer Komplexität. Wir reichen nicht an sie heran, sie aber hält und ernährt uns mit ihren Produkten. Die Schönheit und Kraft des Tigers ist darum nicht nur die eines großen dynamischen Tiers, sondern sie ist die Macht und Güte eines blühenden Systems von Leben – eines Systems, das all unsere menschlichen „Subsysteme“ erst ermöglicht. In den Tigern, Löwen, Bären, Wölfen, Haien, Orcas, den Königen der Ökosysteme, erscheinen die Kräfte, die das Leben, auch unser Leben, gewähren, wie in einem Brennglas verstärkt. Darum auch kann ein Zootier seine wilden Verwandten nicht ersetzen.

Alles Seelische hat eine körperliche Kehrseite. Wir sind in unserer Psyche mit der Natur verflochten – aber diese Verbindung, diese „siamesische Verkettung“, wie der Schriftsteller Herman Melville sagte, ist auch heute nicht imaginär. Sie findet nicht nur in den Ritualen archaischer Stämme, in den Gedichten romantischer Dichter und in den Weltbildern grüner Theoretiker statt. Sie ist so real wie die Luft, die wir atmen. Darum haben wir gar keine Wahl. Die Abhängigkeit unseres Wohlstandes von einer heilen – also einer sich selbst organisierenden und in gesunder Autonomie erhaltenden – Natur ist ein Aspekt unserer körperlichen Verflochtenheit mit den anderen Lebewesen.

Das zu verstehen heißt zu begreifen, dass es auf diesem Planeten kein drinnen und kein draußen gibt, keine Systeme, die exklusiv für den Menschen gelten und nicht für Fische und Vögel, Tauben und Tiger. Genauso wenig existiert ein isoliertes Reich des Geistes, in dem man schöne Ideen haben und sich unbegrenzt darüber streiten kann, welche die bessere ist. Jede Philosophie wirft ihre Schatten auf atmende Körper. Alle Phantasie hat ihre stoffliche Seite, jedes Bild, das wir von uns selbst entwerfen, zeitigt seine Konsequenz für den Leib – für die verletzbaren Körper der Mitgeschöpfe, aber auch für unseren eigenen.

Es ist nötig, diese doppelte Verbindung zu verstehen, wenn die Natur eine Chance haben soll. Der Tiger, der letzte Tiger, er kann uns, wenn er nicht verschwindet, gerade dieses lehren. Sein Anblick kann uns erinnern, dass dieses komplexe Gefühl, das Psyche ist und doch auch Körper sein will, in dem sich Innenseite und Außenseite, mein eigenes Ich, das meines Gegenübers und die Milliarden fremder Selbste vermischen, nichts radikal Neues und furchtbar Kompliziertes ist. Im Gegenteil. Dieses Gefühl, das zugleich eine bestimmte Handlungspraxis fordert, nämlich den Edelmut als Haltung gegenüber dem Sein, es hat einen alten Namen. Es heißt Liebe.

Liebe ist die einzige denkbare Beziehung, in der Egoismus und Altruismus miteinander ins Gleichgewicht kommen, weil das eine nur durch das andere möglich wird. Dem Geliebten wünscht man Leben, gleich, wo er sich befindet, gleich, ob man ihn jemals wiedersehen wird oder nie. Es ist die Liebe zu ihm, die uns größer macht, die uns stärkt, die uns erst wir selbst sein lässt. Es ist, bezogen auf die Welt der Lebewesen, aus der wir als eine Art unter vielen hervorgegangen sind, die Möglichkeit dieser Liebe, die uns erst Menschlichkeit gibt.

Dass wir uns weiter gegen die Tiere entscheiden, ist eine Enge des Herzens, die für unsere eigene Zukunft nichts Gutes erwarten lässt. Viel spricht dafür, dass die eingeschränkten Freiheitsgrade des Fühlens schon bald einen realen Verlust der Freiheit nach sich ziehen könnten. Das Ende des ökologischen Zeitalters, so fürchten manche, wird eingeläutet durch die schleichende Machtübernahme von transnationalen Konzernen wie Monsanto, die sich an keine demokratische Errungenschaft mehr gebunden fühlen; durch kapitalistische Diktaturen wie China, die Umwelt- und Menschenrechte gleichermaßen ignorieren und den Abschied von ihnen auch hierzulande zunehmend erzwingen.

Der Tiger stirbt darum nicht allein. Wir sterben jetzt schon mit ihm, einen der tausend Tode, die uns noch bevorstehen mögen. Denn es geht niemals nur um die anderen. Es geht schon lange ums Ganze – und somit auch um uns. Das hatte der amerikanische Naturforscher und Abenteurer William Beebe bereits vor Jahrzehnten verstanden, als er feststellte: „Die Schönheit und der Genius eines Kunstwerkes können aufs Neue entworfen werden, auch wenn ihr erster materieller Ausdruck zerstört wurde; eine verschwundene Harmonie vermag den Komponisten wieder zu inspirieren; aber wenn das letzte Individuum einer lebenden Art nicht mehr atmet, müssen ein neuer Himmel und eine neue Erde erscheinen, bevor ein Gleiches wieder erstehen kann.“

Von ANDREAS WEBER

Fotos: ULRIKE MYRZIK und MANFRED JARISCH

Unser Autor Dr. Andreas Weber, 39, studierte Biologie und Philosophie in Berlin, Freiburg, Hamburg und Paris. Warum wir nicht ohne Natur auskommen können und warum ohne die anderen Wesen Freiheit und Humanität auf dem Spiel stehen, beschreibt Weber in seinem Buch „Alles fühlt. Mensch, Natur und die Revolution der Lebenswissenschaften“, das im Februar 2007 im Berlin-Verlag erscheint.